

baren Leichtigkeit prägende Metafiktionalität legt literarische Autorschaft in ihrer Strittigkeit offen, ohne bis zum Fall des Vorhanges Ambivalenzen zu glätten und Konsens zu suggerieren: performative Offenheit des Streitausgangs.

Der Beitrag von *Jennifer Roger* macht deutlich, inwiefern erinnerungskulturelle Konflikte um die Deutung nationaler Vergangenheit mit Medienkonflikten in Wechselwirkung treten können. Sowohl die *Résistance* als auch der ›nationale‹ Medienparagone zwischen Literatur und Film werden in ihrer Bedeutung für identitätsbildende *beliefs* Frankreichs aufgezeigt. Anhand der Novelle »Le silence de la mer« von Vercors (1941) und die gleichnamige Literaturverfilmung von Jean-Pierre Melville (1949) lässt sich beispielhaft illustrieren, dass Streitkulturen insofern mit doppeltem Boden funktionieren, als das »Was« und das »Wie« des Deutungsdisenses semantisiert überblendet werden können: Das Ringen um die ›richtige‹ Erinnerung des Zweiten Weltkrieges zwischen Kollaboration und *Résistance* geht einher mit dem Ringen um die privilegierte bzw. zu privilegierende mediale Form der Erinnerung.

Katharina Alexi untersucht aus einer medien- und kulturwissenschaftlichen Perspektive digitale Auseinandersetzungen um Schwangerschaftsabbruch in den Jahren 2017-2020. Sie zeigt erstens, inwiefern die ästhetische Gestaltung von Webseiten desorientierende Funktionspotentiale entfaltet, die auf der Sichtbar- bzw. Unsichtbarmachung von Informationen und Argumenten basieren. Zweitens zeigt ihr Beitrag beispielhaft die streitkulturelle Bedeutung der Diskurssprache auf: In den öffentlichen Debatten in Bezug auf die Erweiterung des Paragraphen 219a werden die Begriffe Konflikt und Kompromiss zu Streit-Werkzeugen, die den Verlauf der Auseinandersetzungen wesentlich prägten. Drittens zeigt Alexi durch die Analyse eines Videoclips, inwiefern performative, personelle, thematisch-argumentative und kontextuelle Verfahren Streitverläufe lenken und die Gesteuertheit dieser Streitverläufe zugleich invisibilisieren können. Das Wie (inszenierter) streitkultureller Dynamiken steht in untrennbarem Wechselverhältnis zum thematisch-argumentativen Streitverlauf.

Der Impuls zu dieser Publikation geht auf ein Nachwuchsforum des Graduiertenkollegs im Sommer 2019 zurück, bei dem über die Vorträge von namhaften Referent*innen aus den Bereichen der Soziologie, Theologie, Politik- und Literaturwissenschaft hinaus insbesondere auch junge Wissenschaftler*innen des Kollegs Workshops mit eigenen Projekten gestaltet haben, aus denen ihre Beiträge für diesen Band erwachsen konnten. Die je eigenen Akzentsetzungen und Stile sowie die intensiven Diskussionen im Zuge der Genese zeigen dabei im besten Sinne, dass auch ein Sammelband als ein streitkulturell geprägtes, konsensuelles Ergebnis verstanden werden kann.

Streit und Kultur

Vorüberlegungen zu einer Soziologie des Streits

Youssef Dennaoui/Daniel Witte

1. Einführung¹

Die multiplen Geschichten von (Sozial-)Philosophie und Soziologie lassen sich mühelos als Geschichten des Konflikts lesen und rekonstruieren. Von Heraklits Diktum über »polemos« als den Urquell alles Seienden,² über den Hobbes'schen Kampf aller gegen alle oder den Beginn modernen sozialwissenschaftlichen Denkens im Klassenkampfparadigma Marxens bis hin zu Bourdieus Theorie der sozialen Kämpfe³ oder den gesellschaftsdiagnostischen Versuchen eines Huntington (1993) finden sich immer wieder zentrale Beiträge der Geistesgeschichte, die wesentlich auf der Vorstellung fußen, dass in der grundsätzlichen Konflikthaftigkeit von Sozialität deren zentrales Merkmal auszumachen sei.⁴ In der soziologischen Theoriediskussion ist die Einteilung unterschiedlicher Ansätze anhand der Leitunterscheidung eines »Konsens«- oder »Integrationsparadigmas« von einem diesem konträr gegenüberstehenden »Konfliktparadigma«⁵ zumindest

-
- 1 Bei diesem Text handelt es sich um eine geringfügig überarbeitete Fassung eines Beitrags, der zuerst erschienen ist in: Gebhard, Gunther Gebhard/Geisler, Oliver Geisler/Schröter, Stefan Schröter: StreitKulturen, 2008, S. 209-230.
 - 2 Was im Griechischen sowohl »Streit« wie auch (ganz allgemein) »Auseinandersetzung« oder (sehr spezifisch) »Krieg« bedeuten kann, womit die im Sprachenvergleich deutlich werden den begrifflichen Ambiguitäten bereits in der antiken Tradition verwurzelt sind.
 - 3 Diese Deutung des Werkes Bourdieus verdankt sich für den deutschen Sprachraum zu nicht unwesentlichen Teilen den Beiträgen Markus Schwingels (vgl. insbesondere Schwingel, Markus: Analytik der Kämpfe, 1993.).
 - 4 Differenzierter als dies hier möglich ist führt Bonacker, (Bonacker, Thorsten: Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien, 2005b.) in die jüngere Geschichte des Konfliktbegriffs in den Sozialwissenschaften ein.
 - 5 Deutlich als theoretische Opposition formuliert etwa bei John Rex: »Entgegen der Vorstellung, daß soziale Systeme um einen Konsensus über Werte organisiert sind, kann man sie sich so denken, daß sie Konfliktsituationen an zentralen Punkten enthalten« (Rex, John: Grundprobleme der soziologischen Theorie, 1970, S. 165.).

zeitweise plausibel gewesen⁶.⁷ Vor diesem Hintergrund mag es überraschen, dass der »Streit« in der sozialwissenschaftlichen Literatur so gut wie keine Beachtung findet. Bereits ein erster Blick auf einschlägige deutschsprachige Lehrbücher mag dies verdeutlichen: Im Sachregister einer ebenso bewährten wie umfangreichen Einführung in das konflikttheoretische Denken⁸ finden sich »Interessen«- und »Wertekonflikte«, »Konkurrenz« und »Unterdrückung«, freilich auch »Gewalt« und »Krieg«, nicht jedoch der »Streit«. Und auch in der allgemeinen Einführungsliteratur in die Soziologie sucht man vergeblich: Weder in eher begriffssystematischen Einführungen oder Wörterbüchern⁹ noch in stärker gegenstandsbezogenen Lehrbüchern¹⁰ taucht der Streit als eigenständiger Topos auf.¹¹

Bei allem Interesse am Konflikt scheint der Streit als wichtige Form der *Konfliktaustragung* in der gesellschaftstheoretischen Debatte weitgehend unterbelichtet. Anders formuliert: Der hohen Konfliktaffinität insbesondere der soziologischen Theorie steht eine weitreichende Streitblindheit gegenüber. Im Folgenden wollen wir einige Gedanken formulieren, die dem Streit einen eigenständigen kategorialen und epistemologischen Status zuerkennen, um im weiteren Verlauf die These von einer Ausdifferenzierung von Streitsphären unter den Bedingungen moderner Kultur und Gesellschaftsstruktur zu präsentieren.

-
- 6 Vgl. etwa Dahrendorf, Ralf: *Konflikt und Freiheit*, 1972, S. 28ff.; Giddens, Anthony: *Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften*, 1979b, S. 12f.; Nollmann, Gerd: *Konflikte in Interaktion, Gruppe und Organisation*, 1997, S. 29ff.; zuletzt noch Müller, Hans-Peter: *Max Weber*, 2007, S. 120, FN 53.
- 7 Wobei schon die einseitige Zurechnung von Theorieproduzenten – Locke, Durkheim, Parsons, Habermas einerseits, Hobbes und Machiavelli, Marx, Weber, Simmel und die so genannten »Konflikttheoretiker*innen« des 20. Jahrhunderts andererseits – Zweifel an der Reichweite einer solchen Unterscheidung aufkommen lässt. Insbesondere darf ihre Tauglichkeit wohl hinterfragt werden, weil sich die Differenzen theoretischer Traditionen kaum in einer einzigen Dichotomie auflösen lassen und zudem eine moderne Gesellschaftstheorie *Konflikt und Konsens* – analytisch wie empirisch – *gleichermaßen* zu berücksichtigen hätte. Jede vorsätzliche Beschränkung auf eine der beiden Seiten käme dem (zwangsläufig unglücklichen) Versuch gleich, die Theoriekonstruktion einseitig auf die »Statik« oder aber die »Dynamik« sozialer Systeme zu stützen. Vgl. hierzu die klassischen Kritiken etwa bei Lockwood, David: *Some Remarks on »The Social System«*, 1956, S. 134-146; Lockwood, David: *Soziale Integration und Systemintegration*, 1971, S. 124-137; oder besonders eindringlich auch bei Elias, Norbert: *Was ist Soziologie?*, 2004, insb. S. 121ff., 162ff.
- 8 Bonacker, Thorsten: *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien*, 2005b, S. 529ff.
- 9 Vgl. Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard: *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie*, 1998; Schäfers, Bernhard: *Grundbegriffe der Soziologie*, 1998; Endruweit, Günter/Trommsdorff, Gisela: *Wörterbuch der Soziologie*, 2002.
- 10 Vgl. Giddens, Anthony: *Soziologie*, 1995.
- 11 Auch die Verwendung des Begriffs in Joas, Hans: *Lehrbuch der Soziologie*, 2001, S. 203 bleibt marginal.

2. Zu Georg Simmel und darüber hinaus: Eine selektive Bestandsaufnahme

Der soeben formulierte Befund einer streitblinden Soziologie mag auf den ersten Blick verwundern, hatte sich doch mit Georg Simmel bereits einer der Gründerväter der Soziologie des Streits als eines eigenständigen und mit besonderen Qualitäten ausgestatteten Phänomens in ausführlicher Weise angenommen. In dem berühmten Streit-Kapitel seiner »großen Soziologie« formuliert Simmel¹² eine Reihe von Thesen, die heute wie damals zunächst kontraintuitiv oder gar als Provokation erscheinen. Nicht nach den zentrifugalen Kräften des Streits, seinen destruktiven Wirkungen und den gesellschaftlichen Möglichkeiten seiner Vermeidung etwa fragt Simmel, sondern vielmehr nach dessen möglicherweise positiven, nämlich für soziale Gebilde *funktionalen* Eigenschaften und Auswirkungen.¹³ Die sich daraus ableitenden Annahmen können und müssen hier nicht in Gänze wiederholt werden, lediglich einige zentrale Punkte lassen sich schlagwortartig andeuten.

Zunächst ist die positive Funktionalität des Streits in seinen Wirkungen auf die *Binnenstruktur* von sozialen Systemen (oder, wenn man mag: »Gruppen«) zu suchen. Streit wirkt demnach nicht (lediglich) dissoziativ, sondern setzt in gleichem Maße auch Kohäsionskräfte frei, die den Zusammenhalt von Gruppen, die sich im Streit mit anderen befinden, festigen und so zu deren Integration beitragen können.¹⁴ Weiterhin kann der Streit auch über diese Auswirkungen auf Binnenstrukturen hinaus soziale Beziehungen stiften und strukturbildende Wirkungen entfalten: So ist nach Simmel auch die Beziehung zwischen verschiedenen Gruppen und Parteien selbst in vielen Fällen dem Streit zu verdanken: er bringt Koalitionen hervor¹⁵, lässt unbeteiligte Dritte als potenzielle Partner*innen in Erscheinung treten¹⁶ und produziert in vielen Fällen sogar zwischen den antagonistischen Streitparteien selbst soziale Verbindungen, die ohne ihn nicht vorhanden wären¹⁷, von möglicherweise dauerhafteren und stabileren Ligaturen nach dem Ende des Streits ganz zu schweigen.¹⁸

12 Simmel, Georg: Soziologie, 1992, S. 284-382.

13 Mit der Frage nach dieser grundlegenden Ambivalenz schließt Simmel im Übrigen an Traditionen an, die ebenfalls bis in die Antike zurückreichen. Die potenzielle Produktivität des Streits ist schließlich nicht nur Gegenstand des berühmten Ausspruchs Heraklits, sondern findet sich etwa auch in der Unterscheidung von zwei Typen der »eris« bei Hesiod (Hesiod: Werke und Tage, 1965, S. 101f.).

14 Vgl. Simmel, Georg: Soziologie, 1992, S 349ff.

15 Vgl. ebd., S. 360ff., 367; hierzu auch Sofsky, Wolfgang/Paris, Rainer: Figurationen sozialer Macht, 1994, S. 248ff.

16 Vgl. Simmel, Georg: Soziologie, 1992, S 327ff.

17 Vgl. ebd., S. 302ff., 360.

18 Vgl. ebd., S. 362ff.

Ein dritter funktionaler Komplex lässt sich schließlich mit Blick auf die emotive Dimension des sozialen Lebens sowie die Simmel'sche Konzeption des Menschen als eines »Unterschiedswesens«¹⁹ herausarbeiten: Streit wirkt zum einen regelmäßig als ein Ventilmechanismus, der – in Maßen eingesetzt bzw. ausgetragen – zum Bestand von Sozialsystemen beitragen kann²⁰: »So ist z.B. die Opposition eines Elementes gegen ein ihm vergesellschaftetes schon deshalb kein bloß negativ sozialer Faktor, weil sie vielfach das einzige Mittel ist, durch das uns ein Zusammen mit eigentlich unaushaltbaren Persönlichkeiten noch möglich wird«²¹. Zum anderen kann die Austragung eines Streits zwischen zwei Streitparteien – wohlge­merkt: nach seiner versöhnlichen Beendigung – schließlich zu einer Bewusstwerdung und Selbstvergewisserung über die positiven Seiten der gemeinsamen Sozialbeziehung führen: »Man hat freilich gesagt, daß intime Verhältnisse, wie Liebe und Freundschaft, gelegentlicher Zerwürfnisse bedürften, um sich an dem Gegensatz gegen die erlittene Entzweiung erst ihres ganzen Glückes wieder bewußt zu werden«^{22, 23}

So anregend der genuin soziologische Blick Simmels auf den Streit auch ist, seine Studie blieb innerhalb der Theorieentwicklung weitgehend unbeachtet. Erst Lewis Coser griff seine Ausführungen 1956 auf und formalisierte sie zu einer Abfolge von Hypothesen über *The Functions of Social Conflict*^{24, 25}. Bereits im Titel wird

19 Vgl. ebd., S. 312, 369; Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben, 1995, S. 116f.

20 Vgl. Simmel, Georg: Soziologie, 1992, S. 288ff., ferner ebd., S. 371; und ausführlicher Coser, Lewis A.: *The Functions of Social Conflict*, 1964, S. 39ff.

21 Simmel, Georg: Soziologie, 1992, S. 289.

22 Ebd., S. 371.

23 Simmel bleibt in seiner Deutung dieser Annahme ambivalent, ist aber der Ansicht, dass für besonders intime Beziehungen dieser Mechanismus nicht von Nöten sei. Wir wollen dieser Einschränkung Simmels nicht folgen, sondern glauben vielmehr, dass der beschriebene funktionale Zusammenhang sogar über intime Beziehungen wie Liebe und Freundschaft hinaus gedacht werden muss. Hier drängt sich nun freilich die Parallele zu Durkheims (Durkheim, Emile: *Die Regeln der soziologischen Methode*, 1984, S. 155ff.) These von der Normalität des Verbrechens und dessen positiven Auswirkungen auf die »conscience collective« auf (vgl. hierzu Gephart, Werner: *Strafe und Verbrechen*, 1990.). Die gleiche Parallele beschreibt auch Coser (Coser, Lewis A.: *The Functions of Social Conflict*, 1964, S. 127f.), jedoch ohne sich auf die hier angeführte, besonders auffällige Passage zu beziehen.

24 Coser, Lewis A.: *The Functions of Social Conflict*, 1964.

25 Es ist dabei keineswegs zufällig, noch für eine disziplingeschichtlich orientierte Einführung belanglos, von welchem Lager der Theorieproduktion aus diese kongeniale Weiterentwicklung der Studie Simmels lanciert wurde und welchen Titel sie trägt. Lewis Coser befand sich – vermittelt über Robert K. Merton – in einem Lehrer-Schüler-Verhältnis zweiten Grades zu Talcott Parsons, der dominanten Figur soziologischer Theoriebildung in der Mitte des 20. Jahrhunderts und dem Hauptvertreter dessen, was als so genanntes »Konsensparadigma« bezeichnet wurde bzw. wird. Coser etabliert sich hier gewissermaßen mit Parsons gegen Parsons, wenn er *innerhalb* des funktionalistischen Denkens verbleibt, den theoretischen Anschluss aber bei Simmel und der (positiven) Funktionalität des Konflikts sucht. Parsons (Parsons,